

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion:
Leipzig, Tauchaer Straße 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Fernsprecher: 18098.

Inserate kosten die 7gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorrat 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Bellegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— Mk. jedes Tausend, bei Zeltauflage 6.— Mk. — Schluß der Annahme von Inseraten für die künftige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — **Verlag** in Leipzig, Tauchaer Straße 19/21, Fernsprecher: 4506 • **Inseraten-Abteilung** Fernsprecher: 2721.

Tageskalender.

Bei den Landtagwahlen in Altenburg wurde der bündlerische Ansturm glänzend zurückgeschlagen. Unse Genossen behaupteten ihre sieben Mandate mit erheblichem Stimmengewinn, während der Reichsverband mit seinem Anhang eine schmachvolle Niederlage erlitt.

Der Landwirtschaftsminister v. Schoeler gab den Junkern in der Eröffnungsitzung des preussischen Landesökonomikollegiums das seltene Versprechen, daß, solange er im Amte sei, an dem System der Wucherpolitik nichts geändert werden würde.

Die Bulgaren schlugen die Türken auf der Halbinsel Gallipoli und rückten bis Bulair vor.

Der Affe auf dem Feierkasten.

Leipzig, 7. Februar.

Rechnen wir uns etwas im Stuhl zurück und lachen wir! Lachen wir aus vollem Halse! Der militaristische Tiger hat sich wieder mal als wohldeffizierter Affe erwiesen! Als Affe auf dem Feierkasten! Raum hört er die gewohntesten schnarrenden, näselnden, quiekenden Töne, so springt er auf und hüpft an seiner Kette, und zieht dabei die ernsthaftesten zähnefleischenden Grimassen, und greift sich an den schmutzigen Feherkopf, der dem Giffrigen fast vom Kopfe fallen will! Raum hat es Zeit zum Krachen, das drockige Tierchen. Die Zuschauer aber biegen sich vor Lachen.

O Straßburg, o Straßburg! —
Du wünderliche Stadt!

Als vor einem halben Duzend Jahren ein alter Zuchthäuser in der Uniform eines preussischen Hauptmanns den erfolgreichen Sturm auf die gute Stadt Köpenick unternahm, da ging wie ein Erdbeben eine Lachsalve über die Welt vom Orient bis Okzident, und der deutsche Militarismus konnte damals mit Recht sagen: in dem Reiche meiner Blamagen geht die Sonne nicht unter! Man glaubte, eine größere Blamage sei nicht denkbar. Aber die Weltgeschichte liebt zuweilen die glänzendsten Antithesen, und wenn ein französisches Sprichwort sagt: Lächerlichkeit tötet, so hat sie für den deutschen Militarismus den Beweis erbracht, daß er von der Lächerlichkeit lebt. Es ist, als ob die Weltgeschichte allen Feinden Deutschlands die gewaltige Kraft des deutschen Militarismus nicht anschaulicher glaubte zu Gemüte führen zu können, als wenn sie ihnen nachwies: seht her, selbst diese Fülle der Blamagen bringt ihn nicht um! Und bald wird er auf Koppelschloß und Helmkeßlag, wo jetzt noch die veraltete Devise steht: Mit Gott, für König und Vaterland!, den treffenden Sinnspruch tragen: Dumm, aber stark! —

Und so geschah's! Mitten im Frieden hat die Weltgeschichte den Ruhm des deutschen Militarismus gemehrt, wie kein Mottke es in zwei Feldzügen gekonnt hat. Er führte sie von Königgrätz nach Sedan! Der Schuster aber und der Zahlmeisteraspirant führten sie von Köpenick nach Straßburg. Und ebenso wie Sedan Königgrätz überstrahlte, so überstrahlte Straßburg Köpenick. Es ist, wenn wir einen Augenblick mal die Ausdrucksweise der politischen Ökonomie gebrauchen dürfen, die Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter, gewissermaßen die Akkumulation der Blamagen!

Man vergleiche nur! Dort ein immerhin noch raffinierter Zuchthäuser, hier aber ein offizieller Geisteskranker, dem ausgerechnet die militärischen Behörden das Zeugnis ausgestellt haben, daß er nicht zurechnungsfähig ist, daß er vor Dummheit blökt! Der Zuchthäuser führte lediglich ein paar harmlose Grenadiere und den Bürgermeister von Köpenick irre, von dem damals übrigens sofort der dicke Dertel nachwies, daß er liberal war, einem konservativen Junker wäre Detarigtes nie passiert! Der Geistesranke aber führte die ganze Kommandantur der stärksten deutschen Festung irre, Generale, Prinzen, dazu die ganze bürgerliche Bevölkerung der Stadt! Zeppelins Luftschiff erscheint, die Tambours wirbeln durch die engen Gassen der alten Stadt den Generalmarsch, die Flügelhörner der Hornisten rufen zum Sammeln. Und bald wuchtet der Massenschritt der preussischen und sächsischen Füskiere, Bataillone um Bataillone, zu den Toren hinaus, zum freigelegten Mejer Tor, zum Altor, hinaus zu dem geliebten Sandplatz, zum Polggon. Die schweren Geschütze der Artillerie donnern durch die Straßen, die Kavallerie, der ungefährlische Train — alles, alles strecht dem gleichen Ziele zu! In der Arulennau aber und am Gerbergäßchen, im kleinen Frankreich und am Steintor wird's hinter den Fenstern lebendig! Gar mancher liegt noch im Bette, die Narrenkappe über den Kopf gezogen! Denn gestern war Fastnacht! Fastnacht hieß es im Mittelalter! Die braven Fastnarren ahnen nicht, daß sie die Narrenkappe gar nicht vom Kopfe zu reihen brauchen; denn heute hat sich der deutsche Militarismus eine Narrenkappe aufgesetzt, gegen die ihre kleinen Fastnachtsummen völlig verschwinden. Schon wallt vom hohen Münsterturn die schwarz-weißrote Fahne! Ohne die geht's nicht ab! Und wer ein braver „Bürger“ ist, steckt wenigstens ein rotweißes Fähnchen heraus! Das gilt als eßlische Landesfarbe! Die dritte Farbe kann man sich denken, ob schwarz, ob blau, ob deutsch, ob französisch, wie's „beliabt“.

Draußen aber auf dem Polggon stehen sie, die Regimenter und Brigaden, die Herren Offiziere mit hellem Kopf und trockenem Schlund — denn gestern war Fastnacht! — Die Generalität ist beisammen, der Kommandeur, der Prinz Soachim, der gern seinen Vater sehen wollte! Man schaut zum Himmel auf! Der Marineluftkreuzer Zeppelin kommt von Baden-Baden herüber. „Ob ER wohl im Luftschiff kommt?“ Doch Stunde auf Stunde vertritt! Und endlich

dämmert's. Langsam nur — denn gestern war Fastnacht! — aber es dämmerte!

Wir haben vergebens gehofft und geharrt, Man hat uns geäfft, gepoppt und genarrt!

Und wer war der „man“? Nun der offiziell für verrückt Erklärte, der Unzurechnungsfähige! Er, der vor Dummheit blökt! Er war mit draußen auf dem Polggon, sah sich das Schauspiel an, und sicherlich hat er dabei innerlich gebökt vor Dummheit — andrer!

Aber gibt das ganze wirklich nur Anlaß zum Lachen? Offenbart sich in dieser Burleske nicht ein typischer Zug des Militarismus? Da heißt es immer, die moderne Kriegskunst beruht darauf, daß auch der „gemeine Mann“ zum selbständigen Denken erzogen wird! Ei freilich! Der „gemeine Mann“ ist zum selbständigen Denken erzogen worden — von der Sozialdemokratie nämlich — gründlicher sogar, als es den Herrschaften „da oben“ lieb ist. Aber, o Jammer! Inzwischen haben die Herrschaften „da oben“ das selbständige Denken n e r l e r n t! Auf den Narrenstreich eines von ihnen selbst für unzurechnungsfähig Erklärten fallen sie mit allen Nieren herein! Wilhelm ist an der Ostgrenze, in Königsberg, um dort die Jahrhundertfeier der ostpreussischen Erhebung von 1813 mitzumachen und das Denkmal des Generals York, des Mannes von Taurroggen mit enthüllen zu helfen. Und in demselben Augenblick, wo Wilhelm an der Ostgrenze seine so rührende Rede hält über die Tüchtigkeit preussischer Generale und über die Notwendigkeit, daß wir noch viel mehr Militär brauchen, erbringen an der Westgrenze preussische Generale einen überwältigenden Beweis dafür, was es heute mit diesen Generalen auf sich hat. Wilhelm feiert in Königsberg den General York wegen einer Tat, die offener Ungehorsam war gegen den damaligen König von Preußen, der freilich notorisch unzurechnungsfähig gewesen. Und im gleichen Augenblick glauben die Generale in Straßburg ihre Tüchtigkeit nicht besser erweisen zu können als durch pünktlichen Gehorsam, gegen die Befehle eines notorisch unzurechnungsfähigen, nur weil sie glaubten, der König von Preußen habe so befohlen.

In der Tat! Ein bezeichnender Beitrag zur Jahrhundertfeier!

Straßburg, Ost, 7. Februar. Bereits von 14 Tagen war eine Alarmierung der Garnison versucht worden. Ein Telegramm derselben Art wie das jetzt von Wolter aufgegebenes kam nach der Hauptwache, es ist aber dem wachhabenden Offizier dort ausgefallen, daß irgend ein Feind, daß bei derartigen Telegrammen erforderlich ist, fechte. Nachsehen bei der Post ergaben, daß das Telegramm gefälscht war.

Wolter hat übrigens bereits Ende des Vorjahres einen tollen Streich verübt. Er gab ein Telegramm an sich auf, das nur die Worte „auf alle“ enthielt und das er folgendermaßen ergänzte: Auf allerhöchsten Befehl ist der ehemalige Kaiserleibwibel Wolter nach Berlin zu bringen. Er überbrachte als Postbote verkleidet dieses Telegramm der Militärbehörde und sah bald darauf im Zuge nach Berlin.

Feuilleton.

Gertraud Sonnweber.

Roman von Rudolf Greinz.

25) [Nachdruck verboten.]

Drittes Kapitel.

Drei Jahre waren seitdem ins Land gezogen, und in Steinberg hatte sich wenig ereignet, was die Gemüter der Bevölkerung in Aufregung versetzt hätte. Es war so ziemlich alles seinen ruhigen, einformigen Lauf gegangen.

Simon Pardeller, der Nachtwächter, übte noch immer sein Amt aus, trat seine regelmäßigen Rundgänge durch das Dorf an, rief die Stunden im lauten, einformigen Gesang, klapperte, damit seine Tätigkeit in der stillen Nacht mehr Eindruck machte, ein bißel mit der Hellebarde auf dem feingehobenen Pflaster und tat dann in einem heimlichen Winkel der Gassen ein kurzes Schlüsschen, bis der helle Glockenton vom Kirchturm herab ihn zu neuer Pflasterfüllung weckte.

Der Sohler Much stand bei jeder Tageszeit, wie er es gewohnt war, vor seinem braunen Holzhäusel, schnupperte heftig die Luft durch die Nase und sah mit wehem Blick zum Berg hinauf, wo sein Hoamat stand. Dann schlich er mit gesenktem Kopf in sein Häusel hinein oder hinüber zur Gertraud Sonnweber, wenn sie im Anger saß.

Im Winter aber verkroch sich der Much in seine Höhle. Mochte nicht gern hinübergehen in das Haus der Sonnweberischen. Dort paßte ihm alles mittamt nicht. Es ging dort so fromm und heiligmässig zu. Leute kamen und gingen, beteten und opferten.

Das war dem Alten wider seinen Sinn. Er war am liebsten allein mit der Gertraud. Sprach mit ihr von seinem Unglück oder redete auch gar nichts, sondern stand nur müßig

umher. Dabei war er froh, daß es überhaupt noch einen Menschen in der Welt gab, der Anteil nahm an ihm und seinem Leid.

Der alte Sohler Much war jetzt noch einsamer als früher. Sein blondes Diandl hatte den Ochsenreiter Wast geheiratet. Drüben hauste sie, auf der andern Seite des Klammabaches. Ein kleines, gemauertes Häusel, einstöckig und ziemlich außer halb des Dorfes gelegen, so daß der Simon Pardeller bei seinen nächtlichen Rundgängen gar nicht an dem Häusel vorbeikam.

Er wäre ohnedies nicht hingegangen, sondern hätte einen weiten Bogen um das Haus gemacht, wie vordem um das Ginstatterwirtschhaus. Denn der Ochsenreiter Wast und sein junges Weib hatten eine Wirtschaft errichtet und die ehemaligen Stammgäste der Kann' alle an sich gelockt.

Die Rosl war aber heileibe keine so gute Wirtin wie die Sonnweberin; und auch der Wast verstand es nicht so gut, seine Gäste auszusaugen, wie die Kann' das früher meisterhaft betrieben hatte.

Dafür muhten sich der Wast und die Rosl um so mehr radern, nur um ihr knapps Durstkommen zu finden. Sonst ging es aber beim Ochsenreiter Wast ähnlich zu wie früher beim Ginstatter. Die Gäste spielten, tranken und liebten bis spät in die Nacht hinein und fühlten sich in der viel kleineren Herberge genau so behaglich wie ehemals beim Ginstatter.

Der Lois war jetzt auch fast täglicher Gast beim Ochsenreiter Wast. Die Kann' gab ihm gerne Geld dazu, nur daß sie ihn aus dem Haus drückte. Denn das Trinken wollte er sich einmal nicht abgewöhnen.

Die Rosl schanzte und arbeitete so gut sie es verstand. Aber sie verstand es eben nicht gut. Sie war viel zu jung gewesen zum heiraten und viel zu unerfahren. Und die Schule, die sie bei der Sonnweberin durchgemacht hatte, war die denkbar unpassendste für das Mädel gewesen.

Das einjt so lehrreiche Mädel sah jetzt verhärtet und verfallen aus. Die Sorge hatte schon vorzeitig Furchen in ihr

junges Gesicht gezeichnet. Denn viel Leid war in diesen drei Jahren über das blonde Diandl des Sohler Much gekommen.

Der Wast war ein schlechter Ehemann geworden, war groß mit der Rosl und soß sich halb zu Tod. Die Rosl bekam buchstäblich mehr Prügel als zu essen. Dann wieder sollte sie heiter sein und die lustige Wirtin spielen und hatte das Herz dabei wund. Wüste oft nicht, woher das Geld nehmen, um die fälligen Zinsen zu zahlen.

Ein kleines, kaum dreijähriges, rothaariges Diandl lief in dem verlotterten Haus herum. Niemand kümmerte sich sonderlich um das Annelc. Aber es gedieh trotzdem prächtig. Hatte die samtweiche, zarte Haut der Mutter und die reizenden Grübchen in den vollen Wangen.

Geschäftig lief das kleine Wesen umher, machte sich in der Wirtsstube bemerkbar, gab den halbtrunkenen Gästen drockig schnippische Antworten in astkluger Weise und verlangte, daß man sie von allem kosten lasse.

Die Männer hatten ihren Spaß mit dem kleinen rotköpfigen Füxl, hänselten sie und gaben ihr fleißig Wein und Bier zu trinken. Es war niemand da, der ihnen wehrte. Höchstens ab und zu einmal der Sohler Much, der jedoch selten genug zu seiner Tochter kam. Denn was er bei ihr hörte, machte ihn nur noch trauriger.

Die Rosl klagte und jammerte und wollte sich fast die Augen ausweinen. So jung noch und soviel Elend! Der Alte konnte nicht mehr helfen. Alles Geld, das er besaß, hatte er bereits dem Schwiegerjohn gegeben. Raum daß er sich selber noch kümmerlich durchzubringen vermochte.

Die Gertraud Sonnweber hatte den Much geheissen, ihr das Annelc öfter zu bringen, damit das Kind doch unter Aufsicht sei und nicht ganz verkomme in jungen Jahren durch das böse Beispiel. Gertraud Sonnweber fühlte eine Art Schuldgefühl gegenüber der Rosl gegenüber. Sie war es ja eigentlich gewesen, die in guter Absicht diese unglückselige Ehe gestiftet hatte.